

aus der Reintalbahn die Reintalbahn ist eine
der ältesten und längsten Bahnlinien des Landes und führt
von Innsbruck bis zum See. Durchquerend das Reintal und
die Karwendelgebirge führt sie durch die Reintalbahn und ist
eine der ältesten und längsten Bahnlinien des Landes.

Der Reintaler Bauer

*Mein Bauernhof – die
Freude meines Lebens!*

Wer von München her in dem Gebirgstale von Garmisch-Partenkirchen angelangt ist, voll Sehnsucht, die oberbayerische Alpenwelt bis hinauf zur Zugspitze kennen zu lernen, dem zeigt sein Bäedeler einen jetzt viel begangenen herrlichen Weg, auf dem man die ganze Romantik der Alpenwelt genießen kann, den Weg vorüber beim Reintaler Bauern.

Ein Bergkessel. Schriffe Felswände, gewaltige Bergspitzen, an deren nördlichen Hängen mitten im Sommer weite Schneefelder lieben, umragen ein Plateau, das einen Riesenteppich grüner mit Unzähligen von Alpenblumen bestickerter Matten bedeckt. In der tiefen Verborgenheit dunkler Tannen rauscht die Partnach und ringsum auf gewaltigen Wald- und Felsenterrassen starren majestätisch die Kolosse der Wettersteinalp – weltfern und abgeschieden. Keine Eisenbahn, kein Automobil, keine Straße für Wagen und Pferde, rings nichts als freie, starke Bergnatur, und inmitten all dieser Pracht ein Holzhaus: Biehstall und Heuboden mit den vorderen Bauernstuben unter einem steinbeschwerten Schindeldach, – der Besitz des Reintaler Bauern.

Steht da einmal im Jahre 1880 hoch oben auf dem Schachen eine Gruppe von drei Touristen. Sie haben das Jagdschloß Ludwigs II. besucht und können sich nicht satt sehen an den himmelhohen Bergriesen vor ihren Augen und an den abgrundtiefen Schluchten zu ihren Füßen. Immer wieder hastet ihr Blick an einer grünen Matte, auf der sich ein kleiner, schmucker Bauernhof malerisch abhebt. Jene drei sind der Berliner Hofprediger Stoeker mit

seiner Frau und der ihnen befreundete Geheimrat Bosse. Als Stoeker immer wieder bewundernd hinunterblickt, und der Wunsch: „Ach, diesen paradiesischen Fleck möchte ich haben,“ seinen Lippen entfährt, mischt sich ein Bauer in das Gespräch der Freunde: „Nun, dös können Sie schon haben; der Reintaler Bauer ist auf der Gant (im Konkurs).“ Stoeker ist rasch entschlossen. „Wollen Sie mich hinunterführen?“ Als der Bauer bejaht, bittet der Hofprediger, daß Freund Bosse seine Frau den bequemeren Königsweg über Elmau hinabgeleite, er aber steigt die steilen, schroffen Wände auf Jägerpfaden direkt zum Reintal nieder. Der Hof wird besichtigt; er gefällt, und der Bauer preist das unerwartete Glück: er kann seinen Hof selbst verkaufen, bekommt einen Preis, der seine Schulden tilgt und – darf auf dem Hofe bleiben als Wächter seines bisherigen Besitzes. Wenige Stunden später sitzt Frau Lenne beim Abendessen im Gasthof zum Goldenen Stern in Partenkirchen. Da tritt mit leuchtenden Augen Stoeker herein: „Lenne, du bist die Reintaler Bäuerin, der Hof ist unser!“

Er hat ihn mit seiner Gattin von Jahr zu Jahr lieber gewonnen, tiefer genossen, bereitwilliger geteilt mit lieben Freunden und Verwandten, die ihn auf der Wanderung ins Hochgebirge oder aus ihrer benachbarten Sommerfrische im Tale der Loisach oder bei anderen „Bauern“ besuchten. Frau Stoeker, ihre Neffen und Nichten konnten das Bergparadies den ganzen Sommer genießen – der in angestrengtem Dienste festgehaltene Hofprediger kam nur zu kurzen Besuchen gelegentlich seiner vielen Reisen, und wenn der amtliche Urlaub es gestattete. Dann aber konnte es keinen begeisterteren Wanderer, keinen tühneren Bergsteiger, keinen freundlicheren Wirt geben, dessen Bauernstube mit Milch und Bier und Käsebrot auch jedem Touristen offenstand. Aber auch keinen fleißigeren Gelehrten, der die stillen Morgenstunden und die Regentage benutzte, um die Literatur durchzuarbeiten, die er in Kästen verpakt aus der Studierstube der Hauptstadt mitgebracht hatte. „Mein Leben,“ schreibt er, „wurde so bunt, so von Liebe und Hass hin und her gezerrt, daß es mir kostlich

war, einen weltabgeschiedenen Zufluchtsort zu haben, wo-
hin wir uns jeden Sommer zurückziehen konnten.“

Im Nu ist Stoeker den Bauern ein Bauer geworden. Sein Freundschafts- und Friedensverhältnis zu der einheimischen Bevölkerung, zumal zu den an seinem Hause bediensteten Leuten, war mustergültig.

Gleich in der ersten Zeit durchforschte er mit seiner Frau auf langen Wanderungen die nähere und weitere Umgebung seines Besitztums, wobei zunächst der Vorbesitzer und nunmehrige Pächter als weigkundiger Führer diente. Niemand würde der zarten Frau ansehen haben, daß sie ihren Mann auf den rauhen Felspfaden zum Kreuzjoch und Schachen begleiten konnte, bis schließlich auch ihr kaum ein Jägersteg unbekannt war. Damals lag der Verkehr durchs Reintal noch brach; die Partnachklamm war noch nicht durch Steige erschlossen. Die Versorgung der Post, bei des Hofpredigers ausgebreiteter Korrespondenz ein wichtiger Faktor, war äußerst primitiv. Holzschläger, Forstleute, die der Zufall am Bauernhause vorüberführte, mußten als Brieftauben dienen. Oft genug stieg Stoeker auch selbst am frühen Morgen zu Tal, seine Briefe zu befördern. Da führte er eines Tages aus Tirol vom Matreiner Tale zum großen Erstaunen der Partenkirchner eine Eselin ein. Es war „die erste vierbeinige“ im Werdenfelser Landl. Das Tier trug von nun an die Wirtschaftsbedürfnisse zum Hofe, soweit Stall und Bauernküche nicht ausreichten. Den für die Belastung nötigen Tragsattel fanden Stoekers auf einer ihrer italienischen Reisen und brachten ihn als Handgepäck ins Bayernland. Er diente später als Muster für all die unzähligen Sättel, auf denen jetzt die Unwohner der verschiedensten Berge, auch die der Zugspitze, ihre Bedürfnisse sich zuführen lassen.

Nach dem Wegzuge des ersten Pächters regierte eine Lahme, aber trotzdem sehr gewandte Schaffnerin Karoline auf dem Hofe, die die Knechte und Mägde in strenger Zucht hielt. Sie begrüßte Ankommende und Abgehende mit kräftigen Fodlern, obgleich sie schon hoch in den Fünf-

zigerj. war. Wie die einheimische Bevölkerung des Partnachtales überhaupt, gehörte auch sie der katholischen Kirche an, hielt aber trotzdem große Stücke auf ihren evangelischen Brotherrn. Hatte er doch die kleine, von Bäumen umhegte katholische Kapelle mit dem Betglöcklein und Altar wenige Schritte neben seinem Hause gern stehen lassen, ja, er unterhielt und schmückte sie weiter. Eines Tages brachte Stoeker einen seiner Predigtbände zum Geschenk mit. Als Widmung hatte er eingeschrieben: „Seiner lieben Freundin Karoline in Dankbarkeit.“ Diese Postille zeigte sie Besuchern voll Stolz, legte sie wohl auch ihrem katholischen Pfarrherrn gelegentlich seiner Einkehr auf dem Hofe mit den Worten vor: „Da schagst hinein, da könntst was lernen.“

Als Karoline für ihr Amt zu alt geworden war, zog ein eben verheiratetes Paar, der junge Michel und die alte Marie im Bauernhause ein. Stoekers hatten viel an ihnen zu tragen. Da sie aber treu zu ihnen hielten, wenn sie auch sich selbst dabei nicht vergaßen, durften sie den Hof 20 Jahre lang verwalten. Ihre Kinder waren auch im oberen Stockwerke heimisch, wo sie so manche Unterweisung im Lesen und Rechnen, im Stricken und Flicken erhielten. Der Abschied im Herbst wurde versüßt durch das Versprechen eines großen Berliner Paketes, das zu Weihnachten mit Jubel begrüßt wurde.

Die schönste Zeit auf dem Hofe waren die Wochen der Heuernte. Dann konnte man Stoeker mitten unter den Arbeitern und Knechten sehen, wie er das Heu auf seine Güte und Trockenheit prüfte oder mit der Frau behaglich am Waldrand saß und die Arbeit beobachtete.

Aber nicht nur dem Bauern, auch dem Prediger und Seelsorger brachte das Alpental anregende Ferienarbeit. In den katholischen Ortschaften Garmisch und Partenkirchen wohnten viele evangelische Sommerfrischler, die kein Gotteshaus, keine evangelische Predigt fanden. Da konnte der Reintaler Bauer helfen. Er erwirkte sich des Münchener Oberkonfistoriums Erlaubnis und kündigte Predigtgottesdienste an. Den ersten hielt er im „Rainzenbade“, dessen Saal der katholische Besitzer gern zur Verfügung

stellte. Dann ging's in den Magistratssaal zu Partenkirchen. In Scharen kamen die Hörer. Unter ihnen auch viele katholische Ortsbewohner. In der ersten Reihe saß, die Tür im Auge behaltend, Karoline, die Schaffnerin vom Bauernhofe. Sobald Bekannte eintraten, begrüßte sie sie laut mit den Worten: „So seid's auch da? Dös ist racht!“ Und Gottes Wort tat nicht nur die Herzen auf, sondern auch — die Geldbeutel. Stoecker empfing freiwillige große Liebesgaben zum Bau eines Gotteshauses, und bald öffnete ein schmuckes Kirchlein auf der Grenze zwischen Garmisch und Partenkirchen seine Pforte zu sonntäglichem Gottesdienste. Jedesmal, wenn er predigte, war es überfüllt. Andächtige Touristen lauschten noch vor dem geöffneten Portal, den offenen Fenstern und saßen auf den Altar- und Kanzelstufen. Der Weg zur Kirche war namentlich bei Regenwetter oft recht beschwerlich und schlecht. Wenn man Stoecker darob bedauerte, lehnte er es freundlich ab und meinte: „Es ist ja nur eine Stiefelfrage,“ und schlicht und anspruchslos, wie er zeit seines Lebens war, nahm er keine weitere Erleichterung an, als daß ihm Stiefel und Strümpfe in den Gasthof zum Stern geschickt wurden, damit er die Kanzel wenigstens trockenen Fußes betreten könnte. Niemand hat seiner frischen begeisternden Verkündigung den zweistündigen beschwerlichen Niederstieg angemerkt.

„Wir leben hier,“ schreibt er mir einmal aus seinem Tuskulum, „mit viel Regen und desto dankbarer aufgenommenen Sonntagen, die dann ganz entzückend sind. In unserer kleinen Kirche habe ich dreimal hintereinander gepredigt und zur Schuldentilgung etwa 450 Mark in den Büchsen gehabt. Sie sehen, daß ich in Übung bleibe, es ist doch ein rechter Segen mit diesen Touristen-Gottesdiensten. Mancher, der sonst nie in die Kirche kommt, tut's in der Sommerfrische.“ Ein Jahr später: „Morgen predige ich in Partenkirchen. Aber diesmal ist es nicht so nötig, für Geld zu sorgen wie sonst. Durch ein Legat sind alle Schulden auf der Kapelle gedeckt. Nun geht es an einen richtigen Turm. Gearbeitet habe ich schon ziemlich viel. Die Kirchenzeitung macht immer viel Mühe.

Daneben ist Treitschke Band 5 studiert; ein ganz wunderbares Buch!“

Besonders herzlich war seine Freude über den Bauernhof, weil er seinem kranken Pflegesohn und Neffen Hermann Stoecker jahrelang als Sanatorium diente, aber auch sein Schmerz, daß der tüdischen Lungenkrankheit auch hier nicht Einhalt geboten werden konnte. Auch ein Freund des jungen Studenten, Wilhelm Brockmann, der wie er häufiger Gast im Bauernhause war, wurde lungenkrank. Wochenlang hatte Frau Stoecker beide Söhne allein zu versorgen. Jedes Krankenmittel, jeder Eimer Eis mußte mühsam von Partenkirchen heraufgeholt werden. Im Juli 1895 schrieb Stoecker an mich: „Meinen Jungen fand ich hier recht elend. Will Gott dieses junge Leben haben, nun, so wollen wir es ihm als ein Isaaks-Opfer darbringen und nur bitten, daß es in Glauben und Seligkeit ende . . .“ Bald darauf holte sich der bereits als geheilt betrachtete Brockmann durch einen Sturz in die Partnach ein tödliches Fieber. „Meine Frau pflegt ihn wie eine Diatonisse und eine Helden.“ Vierzehn Tage danach: „Heute früh 5 Uhr habe ich W. B. die Augen zugedrückt. Es war sehr, sehr schmerzlich. Aber ihm, glaube ich, ist sein heißester Wunsch erfüllt, hier im geliebten Reintal unter der Pflege meiner Frau zu sterben.“ Unter Sorgen und Bangen hat sie auch den anderen Patienten weitergepflegt. Als der Winter kam, brachte man ihn aus der Höhe hinab ins Tal. Täglich ging's ihm besser; im Februar so gut, daß er Stoeckers Besuch im Freien erwarten konnte. „Was haben Sie aus meinem Jungen gemacht,“ jubelte er beglückt den Pflegern entgegen, „der scheint ja ganz gesund!“ Und es schien weiter so, bis in den April hinein, dann trat plötzlich eine Herzschwäche ein. Kein Mittel half mehr. . .

Wer die Hauptstraße durch Partenkirchen zieht, kommt am Kirchhofe vorbei. Dicht an seiner steinernen Umfassung liegen zwei unter einem Hügel verbundene Gräber. Der Reintaler Bauer hat sie durch Gottes Wort geweiht. Verheißungen des ewigen Lebens krönen die Inschriften der Marmorkreuze mit den Namen: Hermann Stoecker —

Wilhelm Brockmann. . . . Als die Sommersonne ihn grüßte, schrieb mir Stoecker aus dem Reintal: „Hier ist alles schön und herrlich wie am ersten Tag. Nur unser Junge fehlt, und unser Gefühl ist: „als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer“; aber der Herr ist groß und ist wunderbarlich, wie er regiert.“

Die Einsamkeit des leeren Hauses, vertieft durch die Trauer um die lieben Heimgegangenen, bedrückte das Herz von Frau Aenne. Gastfrei zu sein und liebe Menschen zu pflegen, war ihr zum Bedürfnis geworden. Immer wieder war ihr von Anverwandten und Freunden die Anfrage gekommen, ob sie nicht auch im Reintal oder doch in der nahen Umgebung Aufnahme finden könnten. Da lag der Gedanke nahe, eine Herberge zu bauen. Schnell entschlossen setzte auch hier Stoecker den Plan in die Tat um, und schon im nächsten Frühjahr wurde der Grundstein zu dem idyllischen Reintal-Hospiz gelegt. Es befand sich auf der Wiese oberhalb des Bauernhauses und schaute mit seinen Fenstern und Veranden auf die mächtige Kette der Bergriesen von der Drei-Tor-Spitze über den Schachen und den Gaiskopf bis zur Alpsspitze. Freundliche, sonnige Zimmer grüßten die Gäste; jedes hatte seinen besonderen Namen nach den Blumen, mit denen die Möbel von der fleißigen Hand einer Nichte der Frau Hofprediger im Bauernstil bemalt waren. Der Mittelpunkt des Hauses war das große Wohnzimmer. Mit seinen Birbelholzpaneelen an der Wand, mit seinen Sesseln und Eckbänken, seinem großen runden Tische, mit seinem Harmonium, seinem Bilderschmucke, seinem prasselnden Ofenfeuer an kühlen Tagen und seinem Blick auf die herrlichen, schier in die Fenster hineingreifenden Berge — der Inbegriff traulichster Behaglichkeit! Der Haussordnung und dem Gemeinschaftsleben drückten Stoeckers natürlich den Stempel ihres Geistes auf.

Nach dem Morgenfrühstück versammelten sich alle Hausgenossen zur Morgenandacht. Die anwesenden Kinder, vom Hofprediger zu „Küstern“ ernannt, verteilten Gesangbücher, und am Harmonium begleitete einer der musikalischen Gäste, an denen kein Mangel war, die Lieder.

Stoecker selbst legte die Schrift aus, in der Regel nach fortlaufenden Textreihen. Beim Mittagessen war er mit seiner Unterhaltungsgabe der selbstverständliche Mittelpunkt der Tafelrunde. Lange Zeit hindurch hatte er seinen Platz an der Schmalseite des langen Tisches, bis eines Tages einige fröhliche Damen in lustigen Versen den Wunsch aussprachen, daß auch das „Unterhaus“ den Präsidenten des „Oberhauses“ hören müsse. Die Petition hatte Erfolg, und seitdem nahm Stoecker seinen Platz in der Mitte der Tafel ein.

Der Nachmittag gehörte bei sonnigem Wetter kleineren Ausflügen; an Regentagen, wenn man nach Stoeckers Worte „in unseres Herrgotts Wolkenfabrik“ saß — hockten die Gäste gemütlich im Wohnzimmer zusammen. Unvergeßlich dabei seine Kunst des Vorlesens! Ob er die Biographie eines großen Mannes vorlas und dazu seine eigenen Erläuterungen gab, oder ob er Shakespeares Macbeth rezitierte — immer wußte er die Umwelt seines Helden so plastisch zu malen, daß es für die Zuhörenden ein großer geistiger Genuss war.

Als er einmal aus Carlyles „Helden und Heldenverehrung“ den Abschnitt über Cromwell las, schrieb eine dankbare Zuhörerin: „Wie paßte die markige, klare, an die Bergwälder in ihrer Tiefe und Ursprünglichkeit erinnernde Sprache des großen Briten, mit der er uns für das tragische Geschick des rauhen, bitter verkannten Helden zu erwärmen und zu fesseln versteht, in die rauhe, großartige Natur, die uns umgab. Nur einmal drohte alles Interesse an Cromwell zu entwinden, um sich zwei Hirschen zuzuwenden, die sich, vom Unwetter herabgetrieben, friedlich äsend auf dem grünen Hang bis dicht unter die Fenster des Hauses wagten. Sie waren so vertraut, daß Stoecker sie endlich durch einen Pfiff wieder in ihren Wald scheuchen mußte, um in Ruhe zu Cromwell zurückkehren zu können.“

Nach dem Abendessen kam immer der spannendste Augenblick des Tages. Den Hochweg hinab zieht Hannes daher, mit den drei Eseln, die alltäglich des Mittags nach Partenkirchen trotten, um die Bedürfnisse des Haushalts

und das Gepäck der Gäste herauszuholen. Nun sind sie da, erwartet und begrüßt von allen, denen sie etwas mitbringen sollten. Hannes erstattet Bericht über seine Besorgungen; die müden grauen Tiere werden mit Brot und Zuckerstückchen erquict, während ihnen Körbe und Fäschchen abgenommen werden. Zu „Hansi“, seinem Lieblinge, ist der Hofprediger getreten, ihn an der Stirn zu streichen und in seiner Mähne zu krauen. Er liebt gerade dieses Tier sehr, weil es so „entzückend unartig“ ist in seiner ungebändigten Kraft, in der es zuweilen alles zerschlagen kann, was ihm in den Weg kommt. Als einmal die Hausmutter vorschlug, die Esel durch Maultiere zu ersetzen, fuhr Stoeker auf: „Hansi weggeben? Den prachtvollen Kerl? Den gönne ich keinem Menschen!“ Eben hat sich Hansi, von seinen Ketten und Riemen befreit, auf den Rücken geworfen und mit seinen Vieren nach allen Richtungen ausgeschlagen. „Ist er nicht famos?“ fragt Stoeker. „Ja, der ist wie ich, der hat auch keine Nerven!“

Unterdessen hat beim Laternenschein die Vorsteherin den Inhalt der dicken Posttasche verteilt, und jeder ist mit den Grüßen der Seinen ins Wohnzimmer, zum Lichte der Hängelampe, gegangen. Um runden Tisch in seinem Korbstuhl hat der Hausherr Platz genommen und die Zeitungen entfaltet. Was es neues gibt, erfährt die Hausgemeinde aus seinem Munde. Daran schließt sich eine anregende Besprechung, bis die Glocke ertönt, die Fräulein Linde läutet zum Zeichen des Tagesschlusses. Wie gerne hätte man noch weiter geplaudert, aber morgen ist wieder ein Tag. Die Abendandacht ist kurz; der Hofprediger verliest einen Abschnitt der Heiligen Schrift, betet für Volk und Kirche, Haus und Herz; man singt noch einen Schlussvers, dann wird mit Bedauern festgestellt, wer am nächsten Tag abreisen müsse und sich für die Morgenandacht das Abschiedslied erwählen dürfe, — und zum Schluss schüttelt das Hofpredigerpaar allen Gästen mit Segenswünschen die Hand und pilgert hinab ins Bauernhaus.

Einen besonderen Zauber übte Stoekers Persönlichkeit aus, wenn er seine Gäste zu Wanderungen hinausführte. Schon seine unmittelbare Hingabe an die Schönheit der Natur mitzuerleben, war ein Genuss. Und wie verstand er zu führen! In braunem Lodenrock und Strohhut, mit dem Alpstock und den großen benagelten Bergschuhen, schwer als geistlicher Herr zu erkennen, immer fröhlich und ein Scherzwort auf den Lippen, zog er seiner Schar voran.

Heute gilt's nicht den ebenen, bequemen „Teentweg“ oder den kurzen Aufstieg zum Kreuzek, auch nicht die herrliche, große Partie auf den Schachen — heut gilt's eine Tour, die wenige Bergsteiger kennen, die eine Spezialität des Reintaler Bauern ist: hinauf über die Hochalp zum Gemsenstand! Jauchzend und juchzend ziehen sie von dannen. „Langsam steigen! Nicht sprechen!“ kommandiert der Führer. Manchem wird's schwer, da hilft er ziehen oder stoßen. Dann heißt es: „Stehen bleiben“ und hier oder da und dort dies Joch und den See und jene Wand schauen — sie ist „nirgends schöner“ als eben hier. Auch längere Rast wird gemacht, dabei das mitgebrachte Brot verzehrt und eine Lektion aus dem Neuen Testamente gelesen. Dann aber noch einmal alle Kraft zusammengezogen! Dort bei dem steilen Geröll unterhalb der Alpspitze winkt das Ziel! Und nun pirscht man sich heran, leise, leise, und jetzt über den hohen Grat hinübergeschaut! Ja, da sind sie, scharenweise, Rudel an Rudel, 40, 60 auch 80 und mehr werden gezählt im flüchtigen Überblick. Die Tiere ahnen nicht, daß Menschen sie beobachten. Sie spielen, hüpfen und äsen auf den schmalen Grasstreifen zwischen den scharfen Gletscherrissen... Da flüstert Stoeker: „Nun passt einmal auf!“, er führt zwei Finger zum Munde — ein schriller Pfiff! Die Gemsen horchen auf, einen Augenblick nur, dann gibt's eine Flucht im Sturm... Im Nu sind alle verschwunden, als hätten die steinernen Schrotten sie plötzlich verschlungen.

Am Abend zeigte Stoeker den Gästen des Hospizes gern den herrlichen Rundblick auf den Wetterstein und

Karwendel. Dabei geschah es einmal, daß er seine Begleiter — es waren alles Freunde aus der christlich-sozialen Partei — bei seinen Wegen querseldein durch ein großes Wespennest führte. Er passierte unbeschädigt; seine Nachfolger aber wurden arg zerstochen. „Genau wie im Leben,” seufzten sie tragikomisch, „er stöbert alles auf, und wir müssen's aussiechen!“

Es liegt auf der Hand, daß Stoecker die ganze Sommerszeit, in der das Hospiz Gäste beherbergte, also volle vier Monate, die Pflichten eines Hausvaters nicht wahrnehmen konnte. Er hatte darum für die Zeiten, in denen er dem Reintal fernbleiben mußte, „Hausgeistliche“ bestellt, denen es oblag, die Andachten und Predigten zu halten und für die geistige Unregung der Hospizgäste zu sorgen. Für dieses Amt ließen sich besreundete Theologen gern gewinnen. Da kamen die Hofprediger Wendlandt, Schmidt und Ohly, die Superintendenten Krüdeberg und D. Nelle, Professor D. Schaefer, Samuel Keller, in der sozialen Mitarbeit stehende Pastoren und wiederholt wir Inspektoren seiner Berliner Stadtmission.

Wer aber suchte Stoeckers und ihr Haus auf? — In den Gästebüchern des Reintals, in denen neben den deutschen auch amerikanische und englische, französische und schweizerische, baltische und — syrische Freunde ihre Dankesergüsse eingetragen haben, antwortet ein Poem:

„Grafen, Schuster, Zimmerleute,
Doktor, Fräulein, alte Häute,
Kandidat und Referendar,
Schwestern mit der Haube gar —
Alle diese durcheinander
Lieben und erfreuen einander.“

Sehr interessant ist es, die Namen der bunten Gesellschaft zu lesen, die sich gern und oft dort eingefunden: Gelehrte aller Fakultäten, Männer der hohen Politik und Diplomatie, Pastoren der Neuzerren und Inneren Mission, Vertreter des Lehr- und Wehr- und Nährstandes, Arbeiter und Adlige. Es war mehr als ein bloßes

Scherzwort, als der liebe Reintaler Bauer einmal lächelnd bemerkte: „Unser Hof ist ein Mittelpunkt der Welt“; man verstand es, wenn man den ganzen Zauber der geistigen Unregung empfunden hatte, die interessante Menschen aus allerlei Volk und Land dorthin brachten. Da saß Adolf Wagner, der berühmte Nationalökonom, bei seinem Duzfreunde politisierend nieder, und Frau Cosima Wagner freute sich der feinsinnigen Art, mit der der Theologe über deutsche Kunst zu sprechen verstand. Da suchte der schlichte bäuerische Pietist aus Baden eine Erweiterung seines Horizontes — und Hans Paul v. Wolzogen, der Dichter und Schriftsteller aus Bayreuth, fand immer neue Unregung bei dem „unersehlichen Mann“. Da erwiederte Mistress Ward ihrem Freunde den Besuch, den er ihr gelegentlich seiner Chicago-Reise jenseits des Lorenzstromes im Urwald abgestattet hatte — und Gräfin Waldersee, die Witwe des Generalfeldmarschalls, kam, alte Berliner Erinnerungen auszutauschen.

Als in einem Jahre besonders viel adlige Gäste zusammengekommen waren, schrieb Stoecker mir, daß „man im eifersüchtigen Partenkirchen das Reintal feudal nennt. Doch ist“, fuhr er fort, „auch eine arme Lehrerin hier, die wir auf ihre Bitte aufgenommen haben, damit sie für ihre Tochter und sich selbst Kräfte und Gesundheit wieder erlange.“ —

Es waren noch nicht zehn Jahre vergangen, da erwies sich das Hospiz als zu eng und zu klein. Das anziehende Reintal — „Alldeutschland im kleinen“, „ein Stück der unsichtbaren Kirche“ (wie Stoeckers Mitarbeiter und Freund Sup. Krüdeberg schrieb) — hatte nicht Raum genug für alle Besucher. Mancher willkommene Guest bat vergeblich um Aufnahme. Besonders schmerzlich aber empfanden es die selbstlosen Hauseltern, wenn sie müden Touristen, die vorher nicht anfragen konnten, eine Herberge in dem überfüllten Hause nicht zu gewähren vermochten. Zwar geschah alles nur mögliche zu ihrer Versorgung; man konnte immer wieder von ihnen rühmen hören, wie wohl es in Stoeckers Alpenhütten ihnen gefallen habe. Einmal brachte sogar eine demokratische Berliner Zeitung unter

der Ueberschrift „Bei einem Wirte wundermild“ ein Scherzgedicht von dem Theaterdichter Julius Freund, das so anhebt:

„Im Reintal, wo trozig die Berge drohn
Und des Wettersteins Wände ragen,
Dort bietet Herr Stoeker Rost, auch Pension,
Den Fremden in Sommertagen.
Die Luft ist so rein — so judeurein,
Die Bergnasen arisch gemodelt;
Es wird dort niemals gejüdelt, o nein,
Nur manchmal diskret gejodelt.“

Dann wird gelobt, daß jeder willkommen sei:

„Obgleich man uns selber wohl leicht erkannt
Als Semiten auf Ferienreisen —
Wir lehnten die Bergstöcker an die Wand,
Um beim Berg-Stoeker friedlich zu speisen.“

Über all dem, was sie genossen und was ihnen trefflich gemundet, heißt es dann am Schlusse:

„So gut istz man nirgends, so weit ich kenn'
Der bayerischen Alpen Kette!
Es wird bei dem Stoeker gekocht — als wenn
Er 'ne jüdische Köchin hätte!!“

Alle Anerkennungen aber konnten den Mangel an Raum für Touristen nur noch empfindlicher machen, und Stoekers beschäftigten sich schon mit dem Gedanken einer Erweiterung ihres Hauses. Da kehrte wieder eines Abends ein völlig erschöpfter Wanderer ein. Er war von Mittenwald gekommen, konnte nicht weiter — und das Haus war ganz besetzt. Man fand auch in diesem Falle noch ein Winkelchen und eine Decke für ihn; aber als er sich als ein Christlich-Sozialer vorstelle, der eigens den Umweg von Mittenwald gemacht hatte, um seinen Parteichef zu begrüßen, und nun bat: „Sie müssen auch Touristen Herberge geben,“ da schlug Stoeker in seine Rechte ein und sagte: „Morgen muß Meister Grasegger herauf! Ich baue!“

Sehr bald erhob sich dann das große Blockhaus neben dem alten Hospiz.

Das Jahr 1905 brachte Stoeker noch einen hohen Tag: das Jubiläum ihres 25jährigen Besitzes. Da gab's ein erhebendes Feiern in Hof und Hospiz. Stoekers Festbericht und die Freude einer großen Gästeschar waren Bekenntnisse des Dantes für den erfahrenen reichen Segen. Ein finniges Festspiel und eine Jubiläumsspende von einigen Tausend Mark erhöhten die Stimmung, und alles Grüßen stand unter der Losung:

Reintal, du Perle im bayerischen Land,
Segensbesitz in gesegneter Hand,
Brunnen der Kraft unserm Jubelpaar,
Stätte der Freud' einer großen Schar —
Segne dich Gott im silbernen Kranz
Mit seiner Gnade güldenem Glanz!

Noch einen Sommer hindurch war der Reintaler Bauer seines Hospizes unermüdlicher Hausvater. In jenen Tagen hat auch Vater Bodelschwingh seinen alten Freund besucht, um sich „einmal in voller Ruhe mit ihm auszusprechen, damit für die Todesstunde, die uns damals schon beiden gleich nahe schien, nichts Trennendes mehr zwischen uns bleiben möchte“. Als Stoeker heimgegangen war, hat er uns darüber geschrieben: „Große Wege konnten wir beiden Alten nicht mehr zurücklegen, aber die besonderen Lieblingsbänke mit den schönsten Aussichten wurden doch noch aufgesucht, und überall gab es Ruheplätze seltenster Art in Wald und Wiese für müde Leute. Da gab es vor allen Dingen zu den köstlichen Morgen- und Abendstunden die beste Gabe, die gemeinsame Betrachtung des Wortes Gottes, von Bruder Stoeker geleitet. Ich darf wohl sagen: es gehören diese Stunden zu den schönsten meines Lebens, besonders wenn ich mit den Meinen Bruder Stoeker in seinem bescheidenen Bauernhäuschen auftauchen konnte und dort auf dem Balkon des Hauses ein paar Stunden bei ihm zubringen durste. Ich konnte ihm alles sagen, was mir auf dem Herzen lag, und er mir auch. Hier habe ich ihm heimlich nach seinen bis in die tiefsten Tiefen des göttlichen Wortes hinabsteigenden Andachten alles abgegeben, was ich im

Leben an ihm auszusehen fand, und habe ihm recht danken lernen für die Zurüstung, die er mir für meinen eigenen letzten Feierabend bereitet."

Das war im Hochsommer 1906. In den nächsten beiden Jahren kam Stoecker als gebrochener Mann in sein Alpen-Sanatorium, nehmend, wo er bisher gegeben — Hilfe suchend, wo er bisher geholfen . . . wir werden es nie vergessen, wie er uns, seinen Vertretern im Hausgeistlichen-Amte, lauschte, dankbar für jedes Wort des Trostes und der Erhebung; es war ein wehmutsvoller Dienst. . .

Und wehmütig stimmt auch das Schicksal, das sein geliebtes Reintal später erfahren mußte. In der schweren Zeit der Inflation ging das Hospiz aus den Händen der Erben in fremde Hände über. Der neue Besitzer sollte nicht lange daran Freude haben: eine Feuersbrunst legte das ganze Anwesen in Asche. Was wiedererstand, ist nicht mehr das alte Hospiz, sondern ein Gasthaus wie andere auch.

Im Bauernhause aber, fünfzig Schritt vom Hospiz entfernt, wo Stoeckers zu wohnen pflegten, sind ihre Zimmer unverändert erhalten und bewahren die Erinnerung an alte große Zeit.

Mag nun das schöne Heim mit seinem Stoeckerschen Hausgeist der Vergangenheit angehören — der Segen von einst bleibt lebendig. Denn viele haben es erfahren, was Professor D. Hausleiter einmal schrieb: „Reintal ist ein lebendiges Bilderbuch zum Psalm 104. Aber richtig sehen lernen wir es doch nur durch Psalm 103. Und der Weg zu diesem Lobgesang führt durch die enge Klamm von Psalm 102.“

So nimm den Psalter und lies: es ist im Sinne Stoeckers, des unvergesslichen — Reintaler Bauern!